

Sammelmail 1, Iringa, Tansania

Auf die 25 muss logischerweise die 26 folgen, klar doch, und also sitze ich 6 Monate nach Beendigung der letzten Etappe Nummer 25 wieder im Sattel! Afrika hat mich zurück, ich schwitze, ich radle, ich wühle in der Geschichte ... und bin begeistert. Diese meine sechsundzwanzigste Etappe beginnt in Sansibar und endet bei den Victoriafällen ... sie findet ihren Abschluss also genau dort, wo ich vor einem halben Jahr die Reise durch Simbabwe, Botswana und Namibia begann. Sie stopft das Loch zwischen den Etappen 16 und 25, und wenn sie denn in 6 Wochen abgestrampelt ist, fehlt auf dem Weg von Alexandria nach Kapstadt bloss noch das letzte, südlichste Teilchen.

Wie immer möchte ich ein bisschen von meinen Erlebnissen erzählen. Diesmal, Leserin, berichte ich von einem hartnäckigen Kätzchen und einer arabischen Prinzessin, die mit einem deutschen Handelsmann durchbrannte. Dann, Leser, würgen wir uns durch die höllischen Niederungen der ersten drei Tage und schlafen bei Krokos und Giftschlangen. Am Ende feiern wir Ostern. Viel Spass bei Sammelmail Nummer 1.

VON EINEM NAMENLOSEN, HARTNÄCKIGEN KÄTZCHEN

Ich geniesse es, morgens nicht zu wissen, wo ich abends unterkomme, und meine Reisen sind nicht zuletzt auch immer wieder ein Hinter-mir-lassen von Luxus und überzivilisiertem Dasein. Es ist dies ein starker Kontrast zu meiner durchorganisierten Agenda zu Hause. Hier in Afrika ist zwar vieles für meine Reise angedacht, aber nichts wirklich organisiert ... ausser der allerersten Nacht. Mein Flugzeug würde am mittleren Nachmittag in Dar es Salaam landen, und ich hatte keine Lust, bei Verspätung allenfalls bei Dunkelheit nach einer Bleibe in der Viermillionenstadt suchen zu müssen. Also buchte ich über booking.com diese erste Nacht in einem flughafennahen Hotel und meldete bei «Bemerkungen» grad auch meinen Herr Meier an. Irgendwo in einer Garage, tippte ich, würde sich ja wohl Platz für mein Fahrrad finden, oder?

Zwei Tage vor Abflug erhielt ich eine WhatsApp-Nachricht von irgendeiner Dame, die sich in überschwänglichem Englisch als Hotelassistentin vorstellte. Das heisst, so ganz hundertprozentig sicher, dass es sich um eine Dame handelte, konnte ich nicht sein, denn der afrikanische Name am Ende der Nachricht liess sich in der Geschlechterskala nicht einordnen. Das Bildchen in ihrem WhatsApp-Profil aber liess vermuten, es mit einem Mädchel zu tun zu haben: Auf dem Profilbild war ein junges, süsses Kätzchen. Würde das ein Mann tun? Wohl kaum. Meine Katzen-Lady fragte, wie gross oder klein mein Fahrrad denn sei ... wegen des Autos halt. Ich war amüsiert über diese Reaktion und simste zurück, sie könne unbesorgt

sein, ich würde mit dem Velo zum Hotel radeln und brauche absolut kein Transportfahrzeug. Doch meine Katzenfrau war hartnäckig. Es sei, schrieb sie, bestimmt besser, mit einem Auto zum Hotel zu fahren, und sie biete diesen Service auch kostenlos an. Das erstaunte mich, zumal das gebuchte Hotel zur absoluten Billigklasse gehörte. Ich schrieb zurück, es gehe mir nicht ums Geld, ich wolle einfach radeln, besten Dank, das sei nett gemeint ... aber absolut unnötig. Mensch, meine Katze zeigte nun Krallen: «Dann,» schrieb sie postwendend zurück, «senden wir eben einen Hotelangestellten mit dem Velo!» Ha, das war aber ulkig! Ein Hotel-Angestellter würde mich mit dem Velo abholen? Das wäre auf meiner 23-jährigen Weltumradlungskarriere eine absolute Novität! Ich bedankte mich beim Kätzchen und schrieb, dann solle der holde Velokurier doch um etwa 16 Uhr in der Flughafenhalle eintreffen. Bis dann, rechnete ich, sollte ich die Passkontrolle passiert und Herr Meier zusammengestellt haben.

Sie schrieb noch ein paar WhatsApp-Nachrichten. Sie schlug vor, der Velokurier solle unbedingt meinen Namen auf ein Schild schreiben, damit wir uns am Flughafen auch bestimmt treffen würden, worauf ich meinte, solange der Abholdienst nicht an Blindheit leide, sei ich relativ einfach auszumachen: Ich sei einfach der Typ mit dem Velo!

So war es. Kurz bevor ich Herr Meier am Flughafen von Dar es Salaam instand gestellt hatte, steuerte ein junger, strahlender Mann auf mich zu, fragte, ob ich Markus sei und stellte sich als Ephrahim vor, er sei der Koch des Hotels. Und tatsächlich, er war mit dem Velo hier! Das also war mein persönlicher Zweirad-Abholservice. Vom Flughafen fuhren wir über Asphalt- und Schotterpisten etwa eine halbe Stunde bis zum Hotel, das war spassig, und ich muss gestehen, dass das Finden des Hotels ohne Guide so ganz einfach nicht gewesen wäre. Irgendwo in einem eher schäbigen Suburb, im Gewirr von Staubpisten, hätte das doch einige Fragen aufgeworfen.

2

Aber das hat mein Kätzchen ja wohlweislich verhindert. Leider blieb es mir vergönnt, sie auch zu sehen. Sie würde, meinte Ephrahim, erst um 21 Uhr für die Nachtschicht eintreffen. Dann aber schlief ich schon längst. Sie simste mir nachts um 2.30 Uhr, sie möchte mich nun nicht wecken, da ich doch vielleicht müde sei, aber sie hoffe, alles sei in Ordnung. Das war es. Alles in Ordnung. Herzlich willkommen in Afrika!

VON EINER ARABISCHEN PRINZESSIN

An sich wäre die Idee gewesen, von Dar es Salaam gleich Richtung Westen aufzubrechen, die Stadt kannte ich von meinem letzten Aufenthalt hier vor acht Jahren. Es ist keine Stadt, die man unbedingt gesehen haben muss, schon gar nicht zweimal. So wollte ich denn am Freitagmorgen auf der Botschaft Malawis das Visum für jenen afrikanischen Staat einholen – ein Vorgang, den ich auch von der Schweiz aus hätte vollziehen können, doch hatte die Zeit

dazu nicht mehr gereicht. So würde ich es denn hier in Tansania tun. Gleich nach Erhalt des Visums, so der Plan, würde ich meine Velotour beginnen. Auf der Botschaft wurde mir allerdings von einer schläfrigen Putzfrau mitgeteilt, der Herr Botschafter sei nicht hier, ich solle am Montag wiederkommen. So blieb mir nichts anderes übrig, als das Wochenende wartend in der Gegend zu verbringen. Schnell war die Entscheidung gefällt: auf nach Sansibar, der Insel vor der Stadt!

Was für ein wundervoller Ort. Sansibar ist eine eigene kleine Welt, voller Geschichte, voller Düfte und multikulturellem Flair. Während Jahrhunderten war Sansibar-Stadt die Hauptstadt des Königreichs von Oman, das auch die ganze ostafrikanische Küste umfasste, und entsprechend prächtig und arabisch geprägt präsentieren sich die Paläste und engen Gassen. Ein Highlight sondergleichen sind die vielen geschnitzten Holztüren, damals die Visitenkarten und gleichsam der Gradmesser für den Wohlstand der noblen Bewohner. Meist wurde zuerst die Tür erstellt, und erst dann das Haus darüber. Sansibar war einer der grössten Umschlagplätze für den Sklavenhandel, in muffigen Höhlen wurden Hunderttausende von Schwarzen in Ketten gehalten, und wer nicht vorzeitig krepierete, wurde nach Südamerika, Indien oder dem Nahen Osten verschifft. Auf den Feldern der Insel pflanzten die Grossgrundbesitzer Gewürznelken, Kardamom, Pfeffer, Vanille, Zimt und andere Gewürze an. Kurzum: Sansibar war ein äusserst geschäftiger Handelsplatz und eine prächtige Metropole. Sultane, Prinzen, Grossgrundbesitzer und Handelsleute ... alles Männer. Doch keine Figur in der Geschichte Sansibars (abgesehen von Freddy Mercury) fasziniert mehr als Salme, die Tochter eines grossen Sultans. Vor acht Jahren, als ich Etappe 16 hier beendete, war mir diese Frau nicht wirklich aufgefallen, jetzt aber fand ich sie auf Schritt und Tritt. Salme, die arabische Prinzessin, hatte sich Mitte des 19. Jahrhunderts in einen deutschen Handelsmann verliebt und war schwanger geworden. Hals über Kopf flüchtete sie, heiratete ihn, konvertierte zum Christentum und versuchte sich an das ach so andere Leben in Deutschland zu gewöhnen. Nachdem ihr Mann kurz später starb, versuchte sie mehrmals, in Sansibar wieder sesshaft zu werden, doch wurde ihr von ihren Brüdern die Einreise verwehrt. Nicht Deutsche und nicht mehr Araberin, geriet sie in das Ränkelespiel der deutschen und britischen Kolonialpolitik, die sich beide Ostafrika unter den Nagel reissen wollten, und lebte ein letztendlich tristes Dasein.

Das Buch, das ich mir am Tag der Abreise noch zu Hause in der Buchhandlung gekauft hatte, handelt exakt von dieser Salme. Ich wollte einfach ein Buch von Lukas Hartmann haben, diesem exzellenten Verfasser historischer Romane, und eigentlich dachte ich an ganz ein anderes Buch, doch beim Durchsehen der Hartmann-Werke stiess ich auf «Abschied von Sansibar» ... wow, was hätte nicht besser gepasst!? Irgendwie war Salme der rote Faden meines Aufenthalts auf der Insel. Wenn ich in einem Palast «Salme's room» las, konnte ich das einordnen. In einer der zahlreichen Galerien in Sansibar fragte ich beim Blick auf eine gemalte arabische Schönheit den Maler, ob das Salme sei. Er bejahte, und ich sass dann eine

halbe Stunde bei ihm. Er erzählte über die Frau, die gleich nebenan gewohnt hatte. «Und siehst du das Gebäude dort?», fragte er auf der alten Stadtmauer neben seinem Atelier, «dort war der deutsche Handelsmann abgestiegen, mit dem die ganze Misere begann». Als ich am Sonntag mit dem Velo über die Insel fuhr, kam ich an einem eingefallenen Palast vorbei, und ich musste die Informationstafel gar nicht so genau lesen. Dank meinem Lukas-Hartmann-Roman wusste ich schon alles Interessante über die ehemals prächtige Anlage.

Irgendwie passte das doch alles fantastisch zusammen: Per Zufall kaufe ich zu Hause ein Buch über Salme, wegen des absenten malawischen Botschafters lande ich für drei Tage in Sansibar ... und alles geht auf!

MIT MINERGIE NACH WESTEN

Nun ja, so GANZ alles ist nicht aufgegangen. Die ersten drei Velotage waren der Horror. Man kann es nicht anders ausdrücken. Hier die Zusammenfassung vom zweiten der drei üblen Tage, so einigermaßen live verfasst.

«Ich starte um 6.15 Uhr mit dem ersten Licht des Tages, um möglichst viele Kilometer vor der grossen Hitze zu schaffen. Am Ende des Tages zelten möchte ich wenn möglich nicht, das nächste Dorf mit Unterkunft befindet sich 100 Kilometer weiter westlich. 100 Kilometer? Das sollte ich ja wohl schaffen. Die ersten 41 Kilometer komme ich recht gut voran, doch bereits ab 8 Uhr ist die Hitze niederdrückend. Bei einer Tankstelle rette ich mich an den Schatten, leere einen Liter Multifrucht-Saft in mich hinein und bunkere Kalorien in Form von Samosas, Fleischspiesschen, Grapefruits und heissem, gesüsstem Tee. Ich brauche eine Stunde, bis ich wieder fit bin. Bereits bei Kilometer 52 kann ich nicht mehr. Die Luftfeuchtigkeit ist so hoch, dass es mir sämtliche Energie aus den Poren zieht. Bei einer neuerlichen Tankstelle hocke ich mich auf die schattige Veranda. Durst habe ich keinen und trinke irgendein Vitamingemisch, schlafe aber am Tisch ein. Der Kopf hämmert: «Nun fahr endlich weiter, du Dummkopf, es wird ja bloss NOCH heisser!» Das stimmt. Das Thermometer hat am Mittag bereits 38 Grad im Schatten erklommen. Ich hatte auf anderen Reisen schon höhere Temperaturen, aber gekoppelt mit dieser enormen Luftfeuchtigkeit habe ich das Gefühl, es sei noch nie so drückend gewesen. Ich radle weiter, doch habe ich einfach keine Energie, verdammt. Um viertel nach eins sind die Batterien leer, ich rette mich zu einigen Einheimischen in eine Hütte, in der sie ein paar lauwarmer Getränke verkaufen, esse von meinem Proviant und schlafe ein. Zwei Stunden später finde ich, ich könne hier kaum übernachten, steige aufs Velo und fahre weiter. Immerhin haben mich zwei Stunden Pause wieder halbwegs fit gemacht. He, jetzt nimm dich zusammen, das schaffst du! Mensch, ist das heiss.

Ein Stück über 40 Grad jetzt. Der Schweiß rinnt an mir herunter. Fotos mache ich keine, wie schon am Vortag nicht. Seit Sansibar bleibt mein Fotoapparat unangetastet, ich habe schlichtweg keine Kraft, das Ding auch nur aus der Lenkertasche zu holen. Zudem fahre ich dauernd im Sparmodus: Meine Augen sind nur auf den schmalen Streifen am Strassenrand fokussiert. Ansonsten sehe ich kaum etwas, als ob ich Scheuklappen anhätte. Hätte ich da was fotografieren sollen? Noch 20 Kilometer bis zum Ziel. Bei Kilometer 90 verkaufen ein paar Frauen Kokosnüsse. Der Saft würde mir sicherlich gut tun! Ich frage, ob sie mir eine öffnen könnten, doch verstehen sie mich nicht, haben keine Lust auf Mehrarbeit oder tatsächlich das Werkzeug dafür nicht zur Hand. Nix mit Kokosnuss-Saft. Ich hocke mich hin, trinke mein mitgebrachtes Wasser, und da mir schon halb schlecht ist, verzichte ich gänzlich auf Etikette: Ich lege mich gleich neben den Frauen auf den Boden, den Kopf auf meinem Glarnertüchli, und schlafe ein. Ich sehe wohl schon einigermaßen fix und fertig aus. Ich bin ziemlich sicher, dass die Frauen finden, das Bleichgesicht sehe aus, als ob es in Bälde den Löffel abgeben würde. Immerhin wird es nun allmählich ein kleines Bisschen kühler. Als ich mich aufraffe, gehe ich davon aus, dass ich die letzten 10 Kilometer ja wohl noch ohne Unterbruch hinkriegen würde. Aber den leichten Aufstieg, wirklich nur einen sanften Hügel, schaffe ich nicht. 3 Prozent Steigung bloss, aber ich muss schieben. Ganz langsam. Mittendrin bleibe ich auf dem Velostreifen stehen, stütze den Kopf auf den Sattel und harre minutenlang so aus, derweil die Lastwagen neben mir vorbeidonnern. Mensch, kann man so kaputt sein? War ich jemals schon so groggy? Auf dem Hügel oben, bei Kilometer 95, pfeife ich aus dem letzten Loch. Inzwischen schaue ich mich nicht einmal mehr nach einer Hütte um. Meine Ansprüche an ein Rastplätzchen haben sich gewaltig verringert. Neben dem Rest eines vermodernden Gestells, auf dem wohl vor Jahren mal Früchte angeboten wurden, lege ich mich auf den Boden und schlafe, wenig verwunderlich, sofort ein. Das Velo mit sämtlichem Gepäck, Fotoapparat, Geld, Pass und all dem unnötigen Zeugs steht ein paar Meter daneben, und es ist mir sowas von egal, ob das jemand klaut. Aber nichts passiert. Die wenigen Einheimischen, die zu Fuss auf der Strasse unterwegs sind, lassen den Halbtoten alle wunderbar in Ruhe. Bauchweh habe ich, kann kaum mehr aufrecht gehen. Kurz vor 18 Uhr nehme ich die letzten 5 Kilometer noch unter die Räder, zum Glück geht es mehrheitlich bergab. Kurz vor dem Eindunkeln erreiche ich Mikese, ein schäbiges Strassendorf. Im Guesthouse gibt es kein fließendes Wasser, aber ich bin zufrieden mit dem Wasserbottich am Boden und dem Ventilator. Überflüssig zu sagen, dass ich relativ froh bin, am Ziel zu sein.»

WITZCHEN VOM KÄTZCHEN

Grossen Spass machte die Radlerei zu Beginn – notabende in wenig attraktiver Landschaft und mit viel Verkehr – tatsächlich nicht. Ich rettete mich auf dem Zweirad eher von Schattenplatz zu Schattenplatz. Immerhin wurde es allmählich hügelig, und der Verkehr nahm kontinuierlich ab. Mein Kätzchen blieb mir äusserst treu. Obwohl ich das (vermutlich weibliche) Geschöpf nie gesehen habe, trudelten weiterhin regelmässig irgendwelche WhatsApp-Nachrichten ein! Als ich fix und fertig mittags um 12 am dritten Velotag in der gleissend heissen Stadt Morogoro eintraf und den Rest des Tages wie eine halbtote Fliege im Hotel herumlag, simste sie begeistert: «Ach, in Morogoro bist du? Wunderbar; so schön bergig, und schön kühl!» Ha, ich lachte mich kaputt, «schön kühl»? Im Vergleich zu Dar es Salaam mochte es ein Quentchen weniger heiss sein, klar, aber deswegen von «schön kühl» zu reden, schien mir ganz leicht übertrieben. Ich simste zurück, das sei ein prächtiges Witzchen, worauf sie meinte, alles unter 30 Grad sei für sie «schön kühl». Da hatte sie wohl die Temperaturangabe für Morogoro am Fernsehen nicht so genau studiert. Hatten wir nicht gerade eben 40 Grad?

Doch ist das längst Vergangenheit: Seit ein paar Tagen bin ich im südlichen Hochland, es ist alles üppig grün, inmitten von Bergen, und selbst der Talboden liegt auf mindestens 1400 Meter über Meer, sodass man sich ein bisschen näher bei «schön kühl» fühlt. Wunderbar. Das Radeln macht nun endlich riesigen Spass. Es ist fantastisch, durch die bergige Landschaft zu pedalen, und ich geniesse es sehr. Nicht nur die Landschaft ist verwandelt, es hat auch kaum noch Verkehr, die Leute am Strassenrand lachen um die Wette ... oder laden mich zum Frühstück ein. Wie zum Beispiel Meret, der Massai.

6

FRÜHSTÜCK BEI DEN MASSAI

Kennen wir nicht alle den Begriff «Massai»? Stolze Krieger mit bunten Tüchern und Speeren in der Hand, am besten vor dem kitschigen Sonnenuntergang, und womöglich mit einem Elefanten oder einer Giraffe im Gegenlicht ... das ist das Bild, das uns auf kitschigen Gemälden oder in ebensolchen Filmen vermittelt wird. Massai, die Helden Afrikas. Der junge Meret entspricht diesem Bild zur Hälfte. Als er mich zum Frühstück einlud, fehlte der Sonnenuntergang, und neben ihm waren weder Giraffen noch Elefanten, sondern ein paar aufgespiesste Ziegen. Die Kleider aber entsprachen durch und durch dem Klischee. Meret trug ein blau-kariertes Stofftuch auf dem ansonsten fast nackten Körper, nur die Unterhose zeigte sich dann und wann unter dem Stoff. Die weisse Halskette, ergänzt mit bunten Stein-

chen, ergab einen wunderbaren Kontrast auf der fast schwarzen Haut. Die Ohrenlappchen waren durchlöchert, und in der Hand hielt er einen Speer. Er mochte 19 sein oder 20. Mit einem halben Dutzend anderer Massai-Männer stand er am Strassenrand und verkaufte die Ziegenfleisch-Spiesse, die am offenen Feuer garten. Manches Auto fuhr indessen in der Zeit, die ich bei Meret sass, nicht vorbei, und niemand hielt an, um Fleisch zu kaufen. Wir machten einen klassischen Tauschhandel: Ich erhielt köstliches Ziegenfleisch zum Frühstück und beschenkte die Massai dafür mit getrockneten Mangos und frischen Orangen. Meret erzählte mir ein bisschen von seinem Alltag. Die meisten Massai widersetzen sich seit Jahrhunderten jeglichem Wandel und gehen, trotz sich stets veränderndem Umfeld, ihrer traditionellen Hirten-Tätigkeit nach. Als Halbnomaden widmen sie sich praktisch ausschliesslich Kühen und Ziegen. Ihre Gesellschaft ist streng patriarchalisch, Frauen sieht man in der Öffentlichkeit kaum, die Frauen haben auch wenig Rechte und werden meist schon als Mädchen verheiratet, ohne dass sie oder ihre Mütter danach befragt worden wären. Meret gehört zu den «jüngeren Krieger», wie auch alle anderen, die um die aufgespiessten Ziegen standen und sassen. Später steigen sie in die Klasse der «älteren Krieger» auf, dann folgen nochmals zwei Klassen, in denen sie nicht mehr einer bestimmten Tätigkeit nachgehen, sondern weise Entscheide fällen und die Gemeinschaft zusammenhalten.

So sass ich denn eine halbe Stunde bei Meret und fand das ganz toll, zumal die Massai im Norden Tansanias, wo ich vor acht Jahren durchgeradelt war, sehr stolz waren und sich kaum mit Fremden oder gar Touristen eingelassen hatten. Und nun sass ich mit den Massai beim Ziegenfleisch-Frühstück! Ich verabschiedete mich und fuhr los, denn wenn ich die Hitze vermeiden wollte, musste ich endlich in die Pedalen treten. Ich fuhr keine 100 Meter, da sassen am linken Strassenrand zwei Massai und luden mich zum Frühstück ein. Ha! Konnte ich das wirklich abschlagen? Mir schien, die Tücher und der Schmuck der beiden seien noch bunter, noch schöner als vorhin bei Meret, und also hielt ich an. Alles nochmals von vorn! Der Wortführer der beiden hiess nun Alex, und anstelle von Orangen liess ich Äpfel springen. Und das Ziegenfleisch war abermals megalecker. Nach einer Viertelstunde musste ich aber echt losfahren. Weitere zwei Massai-Gruppen sassen am Strassenrand, mit Speeren in der Hand und aufgespiessten Ziegen, und luden mich zum Frühstück ein, doch belies ich es dabei, ihnen freundlich zuzuwinken.

7

CROCODILE CAMP

Neulich wies ein Schild auf das «Crocodile Camp» hin, die einzige mehr oder weniger offizielle Übernachtungsmöglichkeit weit und breit. So ein Campingplatz ist einem muffigen Guesthouse auf jeden Fall vorzuziehen, obwohl es im Zelt verdammt heiss wird. Das Camp

gehört Jennifer, einer knapp 40-jährigen, lustigen Einheimischen. Ich traf mittags um 13 Uhr ein und konnte den Velotag als abgehakt betrachten, juhu. Jennifer, mit der ich gleich einen guten Draht fand, bot mir zu geringem Preis eines der fünf Bungalows an, für läppische 10 Franken, und also nahm ich das Angebot gern an. So musste ich in der Affenhitze nicht das Zelt aufstellen, und wer weiss, vielleicht würde es über Nacht ja wieder wolkenbruchartig regnen, wie am Vortag. Ich fragte Jennifer, ob ich im Fluss gleich hinter dem Campingplatz baden könne, denn nichts schien mir erfrischender als ein Bad inmitten der üppigen Natur. Wunderbar stellte ich mir das vor. Der Fluss war nicht allzu gross, kam aus den Bergen und sah sauber aus. An sich fragte ich Jennifer nur, weil sie halt grad neben mir sass. Ich meine, um im Fluss zu baden, muss man ja keine Bewilligung einholen, nicht wahr? Jennifer glotzte mich an und fragte, ob ich denn nicht gesehen habe, wie dieser Campingplatz heisse. «CROCODILE Camp, Mensch, bist du wahnsinnig geworden?» Sie wies mit der Hand zum Fluss und meinte, da unten wimmle es von Krokodilen. Ich fand das halb faszinierend und halb erschreckend, zumal mein Bungalow jenes war, das am allernächsten beim Fluss stand. Nein, meinte sie, die Krokodile würden nie zum Campingplatz heraufsteigen. «Die bleiben unten!» Doch wies sie all meine Fragen, ob ich nicht wenigstens ein bisschen zu Fuss – ganz ohne zu baden – zum Flussbett gehen könnte, vehement zurück. In den 15 Jahren, die sie nun diesem Campingplatz führe, sei zweimal ein Tourist zum Fluss gegangen und nicht zurückgekehrt. Ich wolle doch bestimmt nicht Nummer drei sein, lachte sie, sonst würde sie ja prompt mein schönes, rotes Fahrrad erben. Hmm. Also nichts mit Baden. Ich schlief ein bisschen und ass in der kleinen, offenen Beiz einen Teller Reis mit Gemüse. Jennifer brauchte über eine Stunde, um das zuzubereiten, aber ich hatte ja Zeit, viel Zeit. Ausser mir war kein Mensch da ... ausser den Angestellten natürlich. Zwei davon schmissen Steine auf die Veranda von einem der Bungalows. Es war nicht MEIN Bungalow, sondern jenes daneben. Versuchten sie ein Tier umzubringen? Als sie unablässig handtellergrösse Steine schmissen, erhob ich mich und gesellte mich neugierig zu ihnen. In der Ecke lag eine nur noch halblebendige Schlange. Das sei, meinte der eine Angestellte, als er meinen fragenden Blick sah, eine giftige. Und also müsse sie gekillt werden. Hmm. Grundsätzlich finde ich ja, man solle die Tiere gefälligst leben lassen, aber eine Giftschlange direkt vor dem Bungalow-Eingang, na ja, das ist vielleicht schon nicht ganz kundenfreundlich. Wenige Minuten später trugen sie die Schlange weg, mausetot war sie.

Ich fasste zusammen: Hinter dem Campingplatz lauern die Krokodile, und vor den Bungalows liegen Giftschlangen. Haha, da ist ja echt was los. Aber das war noch nicht alles. Jennifer sah, dass ihr vierjähriger Sohn Benny nur mit Flipflops herumsprang und fauchte ihn an: «He, Benny, zieh dir schleunigst Schuhe an. Du weisst doch, dass es hier voller Skorpione ist!» Es lebe das Crocodile Camp!

7,9 PUNKTE

Bei booking.com habe ich vor einigen Tagen das Hotel in Dar es Salaam bewertet, in dem ich in der allerersten Nacht abgestiegen war. So, wie man es als Kunde halt so macht. Ich fand das Hotel ja ganz super, und am Ende der Bewertung sprangen 7,9 von möglichen 10 Punkten heraus. Bei «besonders positiv» schrieb ich das Personal und den Abholdienst vom Flughafen hin, plus diverse andere Punkte. Die hatten sich ja alle so Mühe gegeben! Bei «negativ» schrieb ich explizit «nothing» hin. Keine 24 Stunden später sendete Ephrahim, der Koch und persönliche Veloabholdienst, eine WhatsApp-Message und bedankte sich für den Super-Eintrag! Ha, der war ja schnell. Ich schaute auf der Internetseite meinen eigenen Eintrag an und stellte fest, dass ich erst der zweite war, der überhaupt eine Bewertung vorgenommen hatte. Die ersten, die das taten, waren offenbar ein türkisches Pärchen gewesen, und sie gaben dem Haus nur gerade 2,5 Punkte. Bei «positiv» schrieben sie explizit «nothing» ... und überhaupt war alles genau umgekehrt. Denn das Personal, man staune, war just exakt beim Punkt «negativ» aufgeführt. Von 2,5 Punkten auf 7,9, diese Steigerung lässt sich sehen! Kein Wunder, sind mein Kätzchen und Ephrahim, mein persönlicher Abholdienst, von meinem Eintrag angetan.

OSTERN IN IRINGA

Tansania hat es geschafft, dass Muslime und Christen hier ein problemloses Miteinander pflegen, neben der Kirche schreit der Muezzin, und keiner findet das komisch. Christen und Muslime machen je etwa 40 Prozent der Bevölkerung aus. Am heutigen Tag sind die 40 Prozent Christentum auf jeden Fall sicht- und hörbarer als die 40 muslimischen, denn heute ist Ostersonntag. Ich wohne im Gästehaus der lutheranischen Kirche. Dass das Gästehaus einer Kirche gehört, wäre indes kaum spürbar, wenn man denn nicht pausenlos Kirchenmusik hören würde. Aber was für welche! Afrikanische Gottesdienste sind ja nicht so starr wie die unseren, hier wird gesungen, getanzt, gefeiert. Und somit tönt es hier im Haus wie in einer Gospel-Aufführung. Einer der Angestellten fragte heute morgen, ob ich denn (wie immer der einzige Weisse im Haus) auch zur Kirche kommen würde, und ich bejahte, denn ein Kirchenbesuch in Afrika ist immer spannend. In Uganda, erinnere ich mich, waren während der Messe Hühner versteigert worden, und der Pfarrer hatte mitten während der Predigt mit Blick auf die hinteren Reihen gefragt, von wo ich denn sei, und ich möchte mich doch grad der versammelten Kirchgängerschar vorstellen. Heute würde das wohl kaum so sein, Iringa ist eine formidable Stadt, und ich besuchte immerhin die Kathedrale ... und erst noch an Ostern.

Da die Kirche pumpenvoll war, sassen nochmals so viele Leute unter einem Zelt im Garten, die Messe wurde live auf eine Leinwand übertragen. All die Leute, herausgeputzt, die Männer mit schneeweissen Anzügen und frisch gebügelten, bunten Hemden, die Frauen aufgepeppt, mit Papierrosen in den Haaren, üppigen Gewändern, die Kinder geschnigelt ... das sah alles so fantastisch aus. Ich konnte mich kaum satt sehen an all diesen schönen Menschen. Und es wurde gesungen, klar! Ein Pastor gesellte sich zu mir und übersetzte stets, was der Bischof in der Kirche drin grad erzählte. Er führte mich auch, mitten während der Messe, durch diverse Büros hinter der Kirche, damit ich mich im Gästebuch verewigen konnte. Das tat ich natürlich gern. Und zusammen kehrten wir in die Kirche zurück, diesmal ins Haupthaus, wo es ein bisschen Platz gegeben hatte.

Nach geschlagenen zwei Stunden fand ich dann aber doch, ich habe nun wohl genug Osterluft geschnuppert. Mein Pastor fragte, ob ich denn wirklich schon gehen wolle. «Du bist doch erst grad gekommen!» Tja, alles ist relativ.

Mein Kätzchen hat soeben per WhatsApp-Message Nummer 20 empfohlen, ich solle viele Orangen essen, das halte fit. Ephrahim hat schöne Ostern gewünscht. Meine Hotelangestellten halten mir also weiterhin SMS-technisch die Stange.